Theaterpädagogische Arbeitsmappe

zum Klassenzimmerstück

Das war der Hirbel

theater katerland / bravebühne – Wülflingerstrasse 36, CH-8400 Winterthur
Tel. 052 222 78 07 – katerland@bluewin.ch / www.katerland.ch

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung

1.1. Zum Stück „Das war der Hirbel“ 3
1.2. theater katerland 3

2. Fragen als Diskussionsgrundlage nach dem Stück 4

3. Spiele und Übungen 5

3.1. Thema „Das bin ich“ 5
Ziele
Einführung: Veränderungen
Komplimente
Stärken und Schwächen
So sehe ich dich
Auftreten und Verschwinden
Auswertung

3.2. Thema „Ich und die andern“ 6
Ziele
Einführung: Wer bin ich?
Einführung: Wer ist wo?
Du weisst es
Der Blick führt
Beziehungen
Mobbingspiel
Die Gasse
Ausgrenzung
Zählen 1-20
Kamelrennen
Vertrauen
Auswertung

3.3. Thema „Das war der Hirbel“ 8
Ziele
Einführung: Gehen im Raum
Figuren
Georg und Edith
Hirbel wäre gerne zur Schule gegangen
Grenzen
Auswertung

3.4. Thema „Behinderung“ 10
Ziele
Tipps für die Spielleitung
Einführung
Blinder Spaziergang
Zeichensprache
Rollstuhlhindernisrennen
Auswertung

3.5. Thema „Werte“ 13
Ziele
Werte ersteigern
Wer gehört zu uns?
Auswertung

4. Anhang 14

- **Zusammenfassung „Das war der Hirbel“ 14**
- Wohin mit den „Unbegabten“? Eine Frage - so alt wie die Schule 16
  Artikel Tagesanzeiger 4.11.2010
- In Basels Schulen sind Behinderte bestens integriert 17
  Artikel Tagesanzeiger 5.2.2010
- Sieben Gründe für die Integration behinderter Kinder 20
  Initiative „Eine Schule für alle“, Köln
- Quellennachweise 21
- Links 21

Weitere Informationen zu Gruppe und Stück unter www.katerland.ch
Kontakt Theaterpädagogik: Susanne Vonarburg suburg@bluewin.ch

1. Einleitung

Die Materialien der Begleitmappe sollen den Lehrpersonen eine Grundlage geben, um das Stück und seine Themen in ihren Klassen zu besprechen und nachzubearbeiten.
Die *Fragen als Diskussionsgrundlage* sind auf das Stück bezogen und dienen dazu, sich nochmals an die einzelnen Figuren und Situationen zu erinnern.
Den Hauptteil der Mappe bilden die *Übungen und Spiele.* Sie sind nach Themen geordnet und können je nach Schwerpunktthema in der Klasse zu dessen Bearbeitung genützt werden. Sie eignen sich für eine kurze Nachbereitung, wie auch für eine längere Bearbeitung.
Im Anhang finden sich eine Zusammenfassung des Theaterstückes sowie ein paar Informationen zur Integrativen Förderung in der Schule. Die Informationen haben nicht den Anspruch das Thema als Gesamtes zu erläutern oder zu behandeln. Sie geben lediglich ein paar Denkanstösse und Anregungen dazu.

1.1. Zum Stück „Das war der Hirbel“

(siehe auch Zusammenfassung Seite 14)

Zehn Jahre ist der Hirbel alt, aber das geistig behinderte Kind wirkt wie ein Sechsjähriger. In der Schule kann man ihn nicht behalten. Er leidet unter Kopfschmerzen und Krämpfen und wird von seiner Mutter erst zu Pflegeeltern und dann ins Heim abgegeben.
Hirbel sammelt Heimerfahrung, aber seine Sehnsucht nach Wärme, Geborgenheit und Freundschaft bleibt meist unerfüllt. Sein liebster Zufluchtsort ist sein Schrank. Hier ist es dunkel. Keiner stört ihn, keiner stellt Forderungen an ihn und hier muss er auf niemanden Rücksicht nehmen.
Die Geschichte von Hirbel ist wie das Leben selbst – schräg, komisch mit dunklen Schattenseiten und hellen heiteren Momenten…

In „Das war der Hirbel“ erfährt man sachlich nüchtern über die Schwierigkeiten unserer Gesellschaft mit dem Andersartigen. Dabei ist keiner der Betreuer oder der Kinder nur gut oder böse, sondern es sind einfach nur Menschen mit allen Problemen, die man sich vorstellen kann. Oft überfordert mit den Anforderungen, die einzelne Kinder an sie stellen. So haben sie selten Gelegenheit, näher auf ein Kind einzugehen oder sogar eine emotionale Bindung aufzubauen.

Toleranz und Empathie zu lernen ist nicht einfach.
Die Geschichte vom Hirbel ist ein kleiner Puzzlestein dazu.

Die Geschichte vom Hirbel wird als schlichtes Erzähltheater im Klassenzimmer angelegt. Eine singende Kinderstimme auf Kassette und wenige Requisiten reichen den Darstellern zum Spiel.
Eine Frau und ein Mann erzählen die Geschichte abwechselnd. Sie erinnern sich gemeinsam an Szenen und Situationen.
Vielleicht haben sie den Hirbel gekannt, vielleicht haben sie im gleichen Quartier gewohnt? Vielleicht haben sie diese Geschichte aber auch nur erzählt bekommen oder selbst erfunden?

Bearbeitung und Regie: Taki Papaconstantinou
Spiel: Graham Smart, Susanne Vonarburg
Theaterpädagogik: Susanne Vonarburg

2. Fragen als Diskussionsgrundlage nach dem Stück

- Warum beschützt Georg Hirbel?
- Warum hasst Edith Hirbel?
- Warum hat Frau Meier Hirbel gern?

Weitere Fragen:

- Welche Personen kommen vor im Stück?
- Was wisst ihr über die einzelnen Personen?
- Warum wohnt Hirbel im Heim?
- Warum wohnen Georg und Edith wohl im Heim?
- Was ist an Hirbel speziell? Was kann er gut? Was kann er nicht gut?
- Was ist normal? Was ist gesund?
- Warum muss Hirbel am Schluss der Geschichte das Heim verlassen?
- Wie möchte Hirbel wohl, dass man mit ihm umgeht?
- Wie kann man mit Menschen leben, die „schwierig“ sind? In der Schule? In der Freizeit? Habt ihr eigene Erfahrungen dazu?

3. Übungen und Spiele

Diese Theaterspiele und Übungen sollen den Kindern die Möglichkeit geben, sich auf eine andere Weise als durch reine Diskussionen mit dem Stück auseinanderzusetzen.
Insbesondere geht es darum das Einfühlungsvermögen insofern zu fördern, indem die Übungen meist keinen intellektuellen sondern "fühlbaren" Zugang ermöglichen.
Sie sind nach Themen geordnet. Einige der Spiele können im Klassenzimmer gespielt werden, andere erfordern etwas mehr Platz (Klassenzimmer mit an den Rand geschobenen Bänken und Tischen oder Singsaal, Turnhalle)

3.1. Thema „Das bin ich"

Ziele:

- Förderung des Selbstbewusstseins: Wie sehe ich mich? Wie sehen mich die andern?
- Zu den eigenen Stärken und Schwächen stehen können.

Einführung: Veränderungen
Zwei Kinder (A und B) stehen sich gegenüber und betrachten sich gegenseitig. Nach kurzer Zeit dreht sich A um und wartet. B verändert drei Sachen an sich selbst (z.B. Uhr ausziehen, Ring an einen anderen Finger stecken, Schuhbändel öffnen ...) Wenn dies gemacht ist, ruft B den abgewendeten A zurück und lässt ihn raten. Sind alle drei Veränderungen erraten, wechseln die Rollen.

Komplimente
Zwei Kinder sitzen sich im Abstand von ca. 2m gegenüber. Zuerst betrachten sich beide eine Minute lang gegenseitig. Dann nennen beide 3 Dinge, die ihnen am Gegenüber gut gefallen. (z.B. „du trägst eine schöne Hose." „Du bist beim Spielen immer sehr fair." etc) Das Spiel kann in einer ersten Runde mit selbst gewählten Partnern gespielt werden, in einer zweiten gehen immer zwei und zwei zusammen, die im Alltag nicht so viel miteinander zu tun haben.

Stärken und Schwächen
Hirbel kann sehr gut klettern und singen. Sprechen und mit andern Kindern spielen kann er hingegen nicht gut. Jedes Kind überlegt sich etwas, was es gut kann, und etwas was es nicht gut kann.
Alle gehen durch den Raum. Begegnen sich zwei Kinder, flüstern sie sich gegenseitig ins Ohr, was sie nicht gut können, respektive was sie gut können.

So sehe ich dich
4 er Gruppen. Jede Gruppe hat eine Sammlung (10-12 Stück) von kleinen Gegenständen (Spitzer, Spielzeugauto, Schlüssel, Murmel, Würfel, Stück einer Wurzel etc). Alle betrachten die Gegenstände und überlegen sich, welchen sie welchem Kind der Gruppe zuordnen würden und warum. (evtl. Notizen machen) Dann kriegt jedes Gruppenmitglied von den anderen zu hören, was sie ihm „geben" und warum: z.B. „Ich gebe dir die Murmel, weil mit dir läuft alles rund." Oder „Ich gebe dir den Würfel weil du mir immer hilfst bei den Rechenaufgaben" etc.) Jedes Kind kriegt so drei unterschiedliche Sachen über sich zu hören.

Auftreten und Verschwinden
Die Schüler/innen treten einzeln auf, machen eine Handlung und gehen wieder ab. Als Übung (und um Hemmungen abzubauen) kann man hier einen Rundlauf gestalten. Einige Kinder stehen hinter einer Stellwand, ein Kind tritt auf, macht etwas (schlägt eine imaginäre Fliege zu Tode) und verschwindet wieder. Das nächste Kind tritt auf, macht etwas (Autostopp) und verschwindet wieder usw. Wichtig: Jedes Kind erhält einen Applaus von den Zuschauern!

Auswertung

- Wie fühlt es sich an, wenn andere einen beschreiben?
- Welche Dinge hört man gerne?
- Gibt es Dinge, die man nicht gerne hört?
- Gab es Überraschungen?

3.2. Thema „Ich und die andern“

Ziele:

- Förderung des Zusammengehörigkeitsgefühls / Klassengeistes.
- Förderung des Bewusstseins darüber, dass eine Gruppe aus lauter Individuen besteht.
- Bewusst machen von nonverbaler Kommunikation in Gruppen. (bei „Du weißt es“, „Mobbingspiel“, „Gasse“ und „Beziehungen“)
- Gemeinsam eine Aufgabe lösen (bei „Kamelrennen“, „Zählen 1-20“ und „Vertrauen“)

Einführung: Wer bin ich?

In Kleingruppen gibt sich jeder die Hand. Ein Kind schliesst nun die Augen und versucht herauszufinden, wer ihm gerade die Hand gibt.
Variante: Ein Kind sitzt mit geschlossenen Augen auf einem Stuhl und andere Kinder drücken ihm die Hand auf die Schulter und sagen dazu ihren Namen. Nach der Vorstellrunde muss der Sitzende herausfinden, wer ihm gerade – ohne den Namen zu sagen – auf die Schulter drückt.

Einführung: Wer ist wo

Alle gehen aufmerksam kreuz und quer durch den Raum. Auf ein Händeklatschen des SL bleiben alle stehen und schliessen die Augen. Die Spielleitung (SL) nennt Dinge oder Personen im Raum. Die Kinder zeigen mit ausgestrecktem Arm in die Richtung, in der sie den genannten Gegenstand oder Person vermuten. Augen öffnen und überprüfen, ob die Erinnerung stimmt. Drei- bis fünfmal wiederholen.

Du weißt es

B steht gegenüber von A. A sendet gedanklich Signale aus: 1. Komm her, 2. Geh weg, 3. Bleib stehen. B versucht zu erahnen was A sendet und führt aus.

Der Blick führt

Zu zweit: A führt B nur über den Blick durch den Raum.
Variante1: A und B schauen sich an und finden nur über den Blick das Einverständnis, was sie als nächstes gemeinsam tun werden (sich hinsetzten, im Raum rennen, tanzen, eine imaginäre Wurst essen usw.)
Variante 2: Die ganze Gruppe macht nur über den Blick aus, in welche Ecke des Raumes sie auf das Signal des SL rennen wird. Die SL gibt Signal und das Ergebnis wird sichtbar.

Beziehungen

Alle gehen im Raum. Von der SL werden verschiedene Begegnungsgefühle angesagt. Die einzelnen Kinder projizieren diese auf die Gruppe und gehen dabei im Raum umher. Beispiel: Die anderen sind attraktiv, langweilen einen, sind nichts wert, haben einen verraten, sind besser als man selbst, werden bemitleidet, können alles besser, interessieren nicht, sind einem fremd usw.

Mobbingspiel
Die Klasse ist in Dreiergruppen aufgeteilt. Einige einzelne Kinder versuchen, sich einer Dreiergruppe anzuschliessen. Nur über Blicke (eventuell Gesten) schliesst die Dreiergruppe das Kind aus oder nimmt das neue Mitglied in die Dreiergruppe auf, und schliesst dafür ein anderes aus. Die Begegnungen werden ohne Worte gespielt. Es dürfen immer nur drei Teilnehmer pro Gruppe sein. D.h. wenn eine Gruppe jemanden aufnimmt, muss wer anders ausgeschlossen werden.
Variante: Begegnungen mit Worten spielen.

Die Gasse
Ein Kind durchschreitet eine Gasse, welche die anderen Kinder der Klasse bilden. Unterschiedliche Beziehungen spielen: die Masse ist freundlich gesinnt, verhält sich ablehnend, bewundernd, aggressiv, lacht aus, trauert, verachtet, stellt sich in den Weg usw. Das einzelne Kind versucht zu erraten, was gespielt wurde.

Ausgrenzung
4-er Gruppen: jede/jeder überlegt sich eine Situation, in der er/sie sich ausgegrenzt fühlte. Die Geschichten werden sich gegenseitig erzählt. Gruppe wählt eine Situation aus. Diese wird nachgespielt, wobei die Person, deren Geschichte ausgewählt wurde, bestimmt, wer welche Rolle übernimmt.

Zählen von 1-20
Alle sitzen im Kreis. Die Gruppe zählt gemeinsam bis 20. Es gelten folgende drei Regeln: Es dürfen nicht mehrere Zahlen hintereinander gesagt werden. Es wird keine Reihenfolge abgemacht. Wenn zwei Kinder eine Zahl gleichzeitig sagen, beginnt die Zählerei wieder von vorne und ein anderes Kind beginn mit „eins“. (Bei kleineren Kindern erst mal nur bis 10 zählen. Tipp: die Übung gelingt nur, wenn alle mit voller Konzentration dabei sind. Es braucht diejenigen die schweigen genauso wie diejenigen die sprechen)

Kamelrennen
Die Kinder sitzen im Kreis. Ein Kamel (auf die Oberschenkel klatschen) geht umher. Wenn das Kamel kommt, klopft der betreffende TN mit beiden Händen auf die Oberschenkel. Wenn das Kamel beim Kind links hörbar ist, wird das eigene Klopfen leiser. Wenn es noch weiter gerannt ist, hört man auf zu klatschen, bis es von neuem kommt. Das Kamel kann beschleunigen, oder gemütlich gehen, aber nie die Richtung ändern während des Rennens. Verblüffend der räumliche Effekt bei geschlossenen Augen.

Vertrauen
Alle stellen sich in einen Kreis und fassen sich an den Händen. Reihum wird durchgezählt: 1,2,1,2...
Wenn jeder einen festen Stand hat, lehnen sich auf ein Signal hin alle 1er ganz langsam nach hinten. Sie werden von den 2ern gehalten.
Dann richten sie sich langsam wieder auf, die 2er lehnen sich zurück und die 1er halten sie fest.
In der nächsten Phase lehnen sich gleichzeitig die 1er nach vorne und die 2er nach hinten. Sie stützen sich gegenseitig. Jeder wird von den anderen gehalten und der Kreis ist stabil.
Diese Übung ist eine Vertrauensübung, die gleichzeitig das Gemeinschaftsgefühl fördert.

Auswertung
- Woran kann man sich erkennen, auch wenn man sich gar nicht sieht?
- Woran erkennt man, ob man gut ankommt bei den andern, oder ob sie einen ablehnen?
- Kann es bei dieser Verständigung ohne Worte auch Missverständnisse geben?
- Wie fühlt sich das an, wenn sich alle von mit abwenden? (im Spiel? In der Realität)
- Was kann ich tun wenn ich merke, dass sich alle von mir, oder vor jem. anderem in der Klasse

abwenden?

3.3. Thema „Das war der Hirbel“

Ziele:

- Sich spielend an das Stück und an einzelne Situationen erinnern
- Einfühlungsvermögen fördern
- Phantasie anregen

Einführung: Gehen im Raum

Die Klasse geht durch den Raum. Jede Person sucht sich ihren eigenen Weg. Nicht im Kreis gehen. Alle gehen neutral, d.h. eigenes Tempo, Hände nicht in den Hosentaschen usw. Wenn die Spielleitung (SL) klatscht, bleiben alle sofort an Ort stehen und bewegen sich nicht mehr. Beim nächsten Klatschen gehen alle weiter. Verschiedene Gangarten und Tempi ausprobieren.
In einem weiteren Schritt versuchen alle gemeinsam, im selben Moment einzufrieren, ohne dass die SL klatscht. Bleibt jemand stehen, bleiben alle sofort auch stehen. Geht jemand weiter, tun das alle sofort auch. Ziel ist es, dass man von aussen nicht sehen kann, wer als erstes stehenbleibt/weitergeht. Versucht nicht in einen gleichförmigen Rhythmus von stehenbleiben und weitergehen zu fallen.

Figuren

Schritt 1

Während des Gehens sucht sich jede Person eine Figur aus dem Stück aus. Wenn die SL klatscht, nehmen alle eine Position/Pose der Figur ein und frieren in dieser Haltung ein. Wenn die SL wieder klatscht wird die Haltung aufgelöst und wieder durch den Raum spaziert.

Schritt 2

Der Raum wird in vier Felder eingeteilt. In jedem Feld bewegen sich Gruppen von 5-6 Kindern. Nun beschreibt die SL eine Situation aus dem Stück (Abends im Schlafsaal der Buben; Hirbel bekommt Besuch von seiner Mutter; Herr Schoppenstecher entdeckt seine „toten“ Hühner; Hirbel bei den Schafen; Konzert in der Kirche etc.). Auf einen Klatscher sollen sich die Schüler dann in den Gruppen zusammenfinden und ein Standbild zu dieser Situation bauen.
Nach einem kurzen Freeze lösen sie das Bild wieder auf, gehen weiter durch den Raum und die nächste Situation wird beschrieben. Es können auch fiktive Situationen aus dem Heimalltag erfunden werden. (Hirbels Ankunft im Heim; die Kinder beim Nachtessen; Elternbesuchstag; abends im Schlafsaal der Mädchen etc.)
Indem die Schüler Standbilder bauen, suchen sie sich die prägnantesten Situationen heraus und lernen zu fokussieren. Da sie dafür nur den kurzen Moment nach dem Klatscher haben, müssen sie kooperieren und sich schnell auf eine Situation einigen.

Schritt 3

Jemand geht nach vorne und nimmt die Haltung einer Figur aus dem Stück ein und friert so ein. Sobald die anderen herausgefunden haben, welche Figur die Person darstellt, geht eine zweite Person nach vorne und ergänzt das Bild mit der Statue einer weiteren Figur.
Wenn zwei bis drei Personen vorne stehen, versuchen diese wahrzunehmen, in welcher Beziehung sie in dem Moment zu den anderen Figuren stehen. Sie formulieren es nacheinander.
Dann klatscht die SL. Sofort werden die Figuren lebendig und spielen mit der Ausgangslage des Statuenbildes eine Szene.
Am Anfang mit zwei Figuren beginnen. Wenn die Szenen gut laufen, kann man es mit drei oder mehr Figuren aus dem Stück versuchen.

Georg und Edith
„Werum de Georg de Hirbel beschützt und d'Edith de Hirbel so hasst und en wett weg ha, hätt niemert gwüsst"
Folgende Übung bezieht sich auf den Satz aus dem Stück:
Die Stühle werden immer zwei nebeneinander in einer Kolonne aufgestellt (ähnlich wie in einem Bus) Die Kinder setzen sich auf die Stühle. Die rechts sitzenden Kinder nehmen Georgs Haltung gegenüber Hirbel ein, die links sitzenden Ediths Haltung. Nun werden Gespräche improvisiert, welche die beiden Kinder führen, nachdem Hirbel aus dem Heim verschwunden ist.

Nach einer Weile werden die Plätze getauscht. Jetzt sprechen diejenigen, welche für Georg gesprochen haben, für Edith und umgekehrt.
Wieder nach einer Weile rücken alle links sitzenden Kinder eine Reihe vor. Nun haben die Gesprächspartner gewechselt.
Die SL kann auf einzelne Paare zeigen, sofort verstummen alle andern und hören mit, was die zwei angetippten sprechen. Auf Klatschen geht das Gespräch wieder bei allen weiter.

Hirbel wäre gerne zur Schule gegangen
Zwei Stühle werden auf die Spielfläche gesellt. Zwei Kinder setzen sich auf die Stühle. Hinter den Stühlen stehen je drei Kinder in einer Reihe. Die übrigen Kinder sind Zuschauer.
Die sitzenden Kinder diskutieren über die Frage, ob es möglich wäre, dass Hirbel in der ihrer Klasse aufgenommen werden könnte. Beide Kinder können dafür oder dagegen argumentieren. Behauptungen aufstellen oder seine Meinung ändern ist erlaubt. Wenn einem Kind die Argumente ausgehen (oder auf ein Zeichen der SL) steht es auf, schliesst hinten an und das nächste Kind ist nun an der Reihe.

Die Figur Hirbel lässt relativ viel Raum zur Interpretation. Wird nur auf seine Schwächen eingegangen, oder auch auf seine Stärken? Wie muss ein Kind sein, dass es in die Klasse passt?

Grenzen
Wenn es Hirbel zuviel wird, setzt er sich in den Schrank und schreit. Alle schreiben auf einen Zettel, was sie tun, wenn ihnen etwas zuviel wird. Paarweise erzählen sich die Kinder, was sie aufgeschrieben haben und erwägen andere Reaktionsmöglichkeiten.

Auswertung
- Welche Argumente wurden gefunden?

3.4. Thema „Behinderung

Ziele:

- Sensibilisierung für Alltagsprobleme von Behinderten
- Die Bedürfnisse Behinderter kennen und darauf eingehen lernen
- Förderung von Einfühlungsvermögen und Solidarität
- Fähigkeiten erkennen

Tipps für die Spielleitung

In dieser Übung geht es speziell um drei Beeinträchtigungen: Blindheit, Gehörlosigkeit und Stummheit, Lähmung.
Es werden hier verschiedene Simulationen von Wirklichkeit durchgespielt, die Gelegenheit bieten, mit den eigenen Gefühlen und Reaktionen auf Behinderung zu experimentieren.
Diese Übung ist ernst, aber wir können uns auf viele lustige Situationen gefasst machen. Das ist völlig in Ordnung. Greifen Sie nur ein, wenn die Schüler/innen etwas Gefährliches tun oder sich über Behinderte lustig machen. Sie können darauf in der Befragung und Auswertung eingehen, indem Sie z. B. fragen: Wann machen sich Leute über Behinderte lustig? Wer tut das und warum? Wann ist es in Ordnung, Witze über Behinderungen zu machen? Wie erkennt man die Grenze zwischen Humor und Beleidigung?
Es können viele andere Arten von Behinderungen simuliert werden, auch solche, die weniger sichtbar sind, wie Lernbehinderungen oder Sprachbehinderungen, je nachdem, was der Realität der Gruppe am nächsten kommt.

Einführung

- Die Kinder sollen sich ein paar Minuten Gedanken machen, wie sie behandelt werden möchten – und wie nicht –, wenn sie (in einem schulischen Bereich stark beeinträchtigt oder) behindert wären. Sie schreiben Stichworte dazu auf.
- Im Anschluss notieren die Kinder, wovor sie am meisten Angst hätten, wenn sie behindert wären.
- Anschließend drehen alle ihre Blätter um und bereiten sich auf den „blinden Spaziergang“ vor.

Blinder Spaziergang

Material: Eine Plastiktüte mit einem Kohl- oder Salatblatt, einem Bleistift, einem Stück Kreide, einem Blatt (von irgendeinem Baum), einem farbigen Blatt Papier und einer Flasche oder Dose mit einem alkoholfreien Getränk. Eine Augenbinde, ein Blatt Papier und ein Stift

- Es werden Zweiergruppen gebildet und die Augenbinden verteilt. Jeweils eine Person ist „blind“,
  die andere ist die Begleitung. Die Begleitung hat die Aufgabe, jederzeit für die Sicherheit ihrer Partner/in zu sorgen. Sie darf nur einfache Fragen zur Sicherheit mit „Ja“ oder „Nein“ beantworten.
- Die Begleitung führt ihre Partner/innen fünf Minuten lang herum, wenn möglich auch treppauf und treppab oder ins Freie.
- Wenn alle wieder da sind, werden die „Blinden“ zu ihren Stühlen begleitet. Auf den Stühlen liegt eine Überraschung! Eine Tüte! Was ist da wohl drin?
- Die „Blinden“ müssen den Inhalt identifizieren. Die Begleiter/innen schreiben auf, was sie greaten haben.
- Dann dürfen die „Blinden“ die Augenbinden abnehmen und sich die Sachen ansehen.
- Die Kinder haben ein paar Minuten Zeit, um aus ihren Rollen zu schlüpfen und sich über ihre Erfahrungen und Überraschungen auszutauschen. Dann kommt die nächste Übung

Zeichensprache
Material: Eine Situationskarte, ein Blatt Papier und ein Stift

- Die Paare tauschen die Rollen, die Begleiter/innen sind jetzt die Behinderten, und zwar diesmal Stumme, also Menschen, die nicht sprechen können, die Partner/innen sind die Helfenden.
- Jede behinderte Person erhält eine Situationskarte. Sie dürfen die Karten nicht ihren Partner/innen zeigen. Die Helfenden bekommen ein Blatt Papier und einen Stift.
- Die „Stummen“ müssen nun ihren Helfenden ihr Problem übermitteln. Sie dürfen dabei weder sprechen noch schreiben noch zeichnen. Die Helfenden müssen aufschreiben, was sie zu verstehen glauben.
- Haben die „Stummen“ alles Menschenmögliche unternommen, um sich verständlich zu machen, sollen sie den Helfenden ihre Situationskarte zeigen. Fordern Sie die Paare auf, ihre Absichten, Probleme und Frustrationen kurz auszutauschen.

Beispiele Situationskarten

Situation 1
Versuche, deinem/r Freund/in zu erklären, dass du auf dem Schulweg geplagt worden bist. Eine Gruppe grösserer Schüler hat dir deine Tasche geklaut und dich zusammengeschlagen. Dein Ellbogen schmerzt und brauchst einen Arzt.
Du kannst weder sprechen noch schreiben noch zeichnen.

Situation 2
Du bist bei deinem/r Freund/in am Geburtstagsfest. Versuche zu erklären, dass du weder Schokolade noch Nüsse essen darfst, weil du allergisch reagierst darauf und Atemnot bekommst, wenn du es trotzdem isst.
Du kannst weder sprechen noch schreiben noch zeichnen.

Rollstuhlhindernisrennen
Material:
Zwei Rollstühle (oder Stühle mit Rollen, Bürostuhl)
Platz für einen Hindernisparcours (zweiter Raum, Tunhalle oder draussen.)
Hindernisse, z.B. Tische und Stühle, Turngeräte, Zeitungsstapel usw.
Ein großer Bogen Papier oder eine Tafel und Marker
Eine Armbanduhr oder eine Stoppuhr.

1. Mit den Hindernissen werden zwei Parcours aufgestellt.
2. Die Kinder gehen einzeln ins Rennen. Gewonnen hat, wer am schnellsten durchkommt. Wer unterwegs in die Hindernisse kracht, wird bestraft.
3. Die Ergebnisse werden auf dem großen Bogen Papier festgehalten.

Auswertung

„Blinder Spaziergang“
(Die „Blinden“ und die Helfenden beschreiben ihre Reaktionen)

- Was für ein Gefühl hatten sie bei dieser Übung?
- Was war am schwierigsten? Was war lustig? Was hat Angst gemacht?
- Wie schwer war es, jemandem zu vertrauen bzw. vertrauenswürdig zu sein?
- Wie viele von den Gegenständen in der Tüte konnten sie identifizieren? Welche Sinne haben ihnen dabei geholfen? Wer hat sich getraut, das Getränk zu öffnen und zu probieren?

„Zeichensprache“:

- Was für ein Gefühl hatten die Kinder bei dieser Übung?
- Was war am schwierigsten? Was war lustig? Was hat Angst gemacht?
- War es frustrierend, Zeichen zu machen und nicht verstanden zu werden?
- War es frustrierend oder peinlich, nicht zu verstehen?

„Rollstuhlhindernisrennen“

- Was für ein Gefühl war es, nur eingeschränkt mobil zu sein?
- Was war am schwierigsten? Was war lustig? Was hat Angst gemacht?

Zurück zu den Befürchtungen und Erwartungen vom Anfang der Übung. Die Kinder sehen sich die Stichworte, die sie aufgeschrieben haben:

- Haben sich einige ihrer Ängste während der Übung bestätigt?
- Wie haben sie versucht, ihren Partner/innen zu helfen?
- Wie wurde die Hilfe angenommen?
- Wie schwer ist es einzuschätzen, wie viel man helfen muss?

Welche Befürchtungen über das Behindertsein wurden geäußert? Worauf beruhten diese Befürchtungen?

Hatte jemand schon mal Angst, nach einem Unfall oder einer Krankheit behindert zu sein?

Was war die größte Überraschung bei allem, was die Kinder in der Aktivität gelernt haben?

Kennen sie Menschen, die entweder blind, taub oder auf den Rollstuhl angewiesen sind? Wie sieht deren soziales Leben aus? Wie reagieren andere auf sie?

Seht euch die Gebäude und Straßen in der Umgebung an: Wie „behindertenfreundlich“ sind sie?

Was kann und sollte man tun, um die Gleichheit und Würde von Behinderten zu gewährleisten?

3.5. Thema „Werte“

Ziele:
- Sich über Werte bewusst werden.
- Welche Werte sind der Klasse wichtig: Wertekatalog erstellen

Werte ersteigern
Auf Kärtchen werden Werte geschrieben (Beispiele: Glück, Schönheit, Sprachtalent, viel Freunde, Klugheit, Überblick, Fairness, Spass, Abenteuer, Energie, Fröhlichkeit, Durchsetzungsvermögen, Hilfsbereitschaft, Gesundheit, Ruhm, Stolz, Pünktlichkeit, Freude, Zuversicht, Humor, Fantasie, Reichtum, Organisationstalent, Mut, Geduld, Toleranz, Schlagfertigkeit, Sportlichkeit, Wissen, Gerechtigkeit, Grosszügigkeit etc.)
Jede/r Schüler/in erhält 100 Punkte. Mit diesen Punkten können die Werte ersteigert werden, die von der SL zum Verkauf angeboten werden. Die Karte wird jeweils dem meistbietenden übergeben.
Welche Werte waren teuer? Warum? Gibt es Werte, die für alle wichtig sind?

Wer gehört zu uns?
Jemand geht in die Mitte und sagt einen Satz wie: „Nur wer Nike-Turnschuhe hat, gehört zu uns!“ Wer zustimmt legt sich auf den Rücken mit Kopf gegen Mitte und klatscht Beifall. Wer nicht zustimmt wendet sich ab und tut so, als müsste er erbrechen: bäääh.
Zuerst wird nur damit gespielt: Wem gelingt es, etwas zu sagen, auf das er/sie nur Buhrufe erntet? Dann ist es das Ziel, möglichst viel Beifall zu erhalten. Die Spielleitung notiert sich die Aussagen, die viel Beifall erhalten.

Auswertung
- Sammelt alle Sätze die viel Beifall erhalten haben und schreibt sie auf ein Plakat.
- Lässt sich damit einen Wertekatalog für die Klasse erstellen? Diskutiert, welche euch wirklich wichtig sind und welche nicht.
- Ist der Wertekatalog komplett oder muss er allenfalls noch ergänzt werden?
- Können wirklich alle dahinter stehen?

4. Anhang

4.1. Zusammenfassung „Das war der Hirbel“

Die Figur **Hirbel** wird eingeführt. Hirbel ist 9 Jahre alt aber nur so gross wie ein 6-Järiger. Er ist mager aber zäh, hat einen grossen Kopf mit wilden blonden Haaren. Er hatte eine schwierige Geburt und deshalb hat er immer wieder starke Kopfschmerzen. Seine Mutter scheint mit Hirbel überfordert zu sein. Hirbel lebt im Heim. Die Mutter ist zwar sehr überschwänglich, besucht Hirbel aber trotzdem nur selten.

Im Kinderheim sind **Frau Rigazzoni** (die Heimleiterin), **Frau Müller** (schon etwas älter, lieb aber auch streng) und **Frau Meier** (jünger und neu im Heim) die wichtigsten Bezugspersonen. Frau Meier mag Hirbel besonders gern und sie ist auch diejenige, die herausfindet, dass Hirbel eine aussergewöhnliche Begabung hat: Das Singen.

Hirbel singt aber nur, wenn es ihm passt. In die Schule gehen muss er nicht, obwohl er gerne ginge. Lesen und schreiben kann er nur ganz wenig und das Sprechen fällt ihm schwer. Am liebsten sitzt er auf seinem Apfelbaum und singt.

Die erste Geschichte von Hirbel im Heim, die weit herum erzählt wurde, ist die, wie Frau Meier Hirbel kennen gelernt hat. Hirbel sass, wie jeden Abend im Schrank und schrie, als Frau Meier in den Schlafsaal der Buben kam und Ruhe herstellen wollte. Als Frau Meier den Schrank aufmacht, wirft Hirbel ihr, vor allen andern, seine nasse Unterhose mitten ins Gesicht.

Hirbel ist zwar klein, aber er kann sich wehren. Einmal schlägt er **Pinsel**, der ihm einen Stecken weggenommen hat so hart, dass es diesem die Luft verschlägt und Hirbel meint, Pinsel sei tot. Hirbel holt Hilfe bei Frau Meier.

Die andern Buben kriegen oft eine Wut auf Hirbel, weil er lange nicht einschlafen kann und dann im Schrank sitzt und schreit. Frau Meier setzt sich manchmal zu Hirbel ans Bett und spricht mit ihm.

Einmal im Sommer machen Frau Müller und Frau Meier einen Ausflug mit den Kindern. Beim Verstecken spielen geht Hirbel verloren. Müller-Meier sorgen sich. Edtih, das älteste der Mädchen meint, man solle doch froh sein, den Hirbel endlich los zu sein.
Am nächsten Morgen bringt ein **Schäfer** Hirbel auf seinen Armen zurück ins Heim. Er hat ihn in seiner Herde gefunden. Hirbel glaubte sich in der Savanne bei den Löwen.

Herr Schoppenstecher ist der Hauswart im Heim. Hirbel fürchtet sich vor ihm, weil Herr Schoppenstecher ihn für alles, was kaputt ist, verantwortlich macht. Als Rache dreht Hirbel die fünf Hühner und den Hahn von Herrn Schoppenstecher auf den Rücken, so dass sie erstarrt liegen bleiben. Georg hat ihm den Trick gezeigt. Herr Schoppenstecher ist sehr wütend darüber und es kommt zu einem Streit zwischen ihm und Frau Rigazzoni. In der Nacht darauf lachen alle Kinder mit Hirbel über den Streich. Das hätte ihm niemand zugetraut, dass er es schafft, alle Hühner inkl. Hahn einzufangen und auf den Rücken zu legen.

Hirbel kommt nur mit Georg gut aus. Doch, ein **Mädchen** gibt es noch, das ab und zu mit ihm spielt. Sonst finden alle, er sei kränker und böser als sie selber. Einige haben sogar Angst vor ihm. Und Edtih hasst ihn richtig gehend. Warum weiss man nicht.

Hirbel singt ab und zu auch in der Kirche. **Herr Matthieu,** der Leiter des Chores, verzweifelt fast beim üben mit Hirbel, weil Hirbel es nicht schafft, die erste Stimme zu singen, wenn Herr Matthieu die zweit spielt. Trotzdem übt er fleissig mit ihm weiter, wegen Hirbels „Engelsstimme“.
Bei der ersten Aufführung, weigert sich Hirbel promt zu singen als sein Einsatz kommt. Die Leute im Publikum werden schon unruhig und einige stehen auf und wollen gehen. Da beginnt Hirbel zu singen. Ohne Orgelbegleitung. Und er singt so schön, dass alle sofort hingerissen sind und alles Versagen vergessen ist.

Dann haut Hirbel nochmals ab. Er hat starke Kopfschmerzen und will bei seinen Löwen schlafen. Die Polizei aber greift ihn vorher auf und bringt ihn in eine Klinik. Dort wird er mit Medikamenten ruhig gestellt. Das Jugendamt entscheidet, dass es so nicht weiter gehen kann. Hirbel wird in eine Klinik gebracht und kommt nicht mehr zurück ins Heim. Die Kinder im Heim denken noch eine Weile an Hirbel, dann vergessen sie ihn. Nur Frau Meier, erzählt auch Jahre später noch von Hirbel, aber auch sie arbeitet in der Zwischenzeit an einem anderen Ort.

4.2. Wohin mit den «Unbegabten»? Eine Frage – so alt wie die Schule

Der Volksschule gelingt es schlecht, leistungsschwache und auffällige Schüler zu motivieren. Sie werden in spezielle Abteilungen (C-Klassen) gesteckt, wo kaum einer seine bestmöglichen Leistungen erbringt. Die meisten der Sek-C-Schulabgänger haben düstere Perspektiven. Sie finden kaum Lehrstellen, und man bezeichnet sie neudeutsch als «Risikogruppe». Mit solchen Kindern tut sich die Schule aber nicht erst heute schwer. Das Unterrichtsgesetz von 1832 sah erstmals eine Sekundarschule oder eine «höhere Volksschule» vor. Sie war allerdings den Fleissigen und Gescheiten vorbehalten. Für die anderen – im Gesetz als «Nichtbegabte» beschrieben – gab es nur Repetierschulen. Deren Unterricht beschränkte sich auf zwei Vormittage pro Woche, Lehrpläne gab es nicht. Kein Wunder, gerieten die Repetierschulen ins Abseits, besonders als die Schulbildung im Laufe der Industrialisierung immer wichtiger wurde. Wer es sich leisten konnte, schickte seine Kinder jetzt in die «höhere Volksschule» statt zur Arbeit. Die Repetierschule war jetzt endgültig eine Armenschule.

Oberschule als Pferdefuss

Das war bereits den damaligen Erziehungsdirektoren ein Dorn im Auge, und sie versuchten, das Ansehen der Repetierschule zu heben. Doch ihren schlechten Ruf wurde diese auch nicht los, als sie zur siebten und achten Klasse ausgebaut wurde. Diese Klassen seien Sammelbecken von «unfähigen, sittlich gefährdeten oder verwilderten Kindern, die kaum je normal begabt sind». So stand es in einem Kommentar zum damaligen Volksschulgesetz. 1959 wurde ein nächster Versuch unternommen, um die Jugend besser zu fördern. Mit einer 73-Prozent-Mehrheit stimmten die Zürcher (Zürcherinnen waren noch nicht stimmberechtigt) einer Gesetzesrevision zu. Die «höhere Volksschule» wurde nun total renoviert und dreigeteilt: in eine Sekundarschule für die intellektuell Begabten, in eine Realschule für die eher handwerklich Begabten und in eine Oberschule für die ausschliesslich handwerklich Begabten. Bald stellte sich die Oberschule als Pferdefuss der Schulreform heraus. Die Primarlehrer teilten zu viele Kinder in die Sek ein, und die Oberschule wurde wie gehabt zum Auffangbecken der «Unbegabten», von denen anfänglich niemand gesprochen hatte. Die Eltern wehrten sich gegen die Einteilung ihrer Kinder in die Oberschule, und die Oberschüler wurden von den anderen Kindern auf dem Pausenplatz geschnitten. In den 70er-Jahren lancierte Erziehungsdirektor Alfred Gilgen Schulversuche mit einem neuen Modell ohne Oberschule. Auch er wollte den schwächsten Schülern bessere Chancen bieten. Gilgens Projekt hiess «Abteilungsübergreifende Versuche an der Oberstufe» (AVO). Pionierschulen nahmen daran teil, allen voran das «Petermoos» in Buchs. Die tatenlustigen, meist jungen Lehrerinnen und Lehrer brachen Real- und Sek-Klassen auf und gliederten die Schwächsten ein. Sie boten Niveaukurse, in denen die Schüler aufsteigen konnten, wenn sie gute Leistungen erbrachten. Auf der anderen Seite wurden sie aber auch abgestuft, wenn sie nachliessen. Notenzeugnisse gab es keine mehr, AVO-Schulen führten Wortzeugnisse ein. Es wurde ein lebendiger Schulbetrieb. Die Kritiker fanden ihn «chaotisch».

AVO spaltete die Lehrerschaft

Das AVO-Schulmodell bewährte sich, doch die wenigsten Schulen brachten den nötigen Pioniergeist dafür auf. Zäh wehrte sich die Mehrheit der Lehrerschaft gegen die flächendeckende Einführung von Gilgens neuem Schulmodell, und der Erziehungsdirektor verzichtete darauf. Man einigte sich auf einen Kompromiss: Die Versuchsschulen durften vorläufig weitermachen und die traditionell dreiteiligen Oberstufenschulen auch. Es war allerdings ein trügerischer Frieden; in der Lehrerschaft hatten sich tiefe Gräben aufgetan. Die einen schworen auf die Dreiteiligkeit – die anderen auf die Integration der Schwächsten. Diese Gräben gibt es bis heute, und bis heute kann sich die Erziehungsdirektion (heute Bildungsdirektion) nicht für ein Modell entscheiden. Inzwischen wird an ihr vorbeireformiert. Es gibt im Kanton Zürich unzählige abgeänderte und neue Schulmodelle. Die «Unbegabten» können nur hoffen, in der richtigen Schulgemeinde zu wohnen. *Daniel Schneebeli, Tagesanzeiger 04.11.2010*

4.3. In Basels Schulen sind Behinderte bestens integriert

Im Basler Modell gibt es bei den Regelschülern keine verminderten Leistungen. Und die Integration verursacht keine Mehrkosten. *Matthias Jurt*

Hohes Niveau, ungleiche Chancen: Bund und Kantone haben den ersten schweizerischen Bildungsbericht publiziert. Das wichtigste Fazit: Die kantonalen Unterschiede punkto Angebot und Finanzierung sind immer noch beträchtlich. Welcher Kanton das wirksamste Modell hat, wird allerdings nicht ersichtlich. «Ein Ranking war nicht unser Ziel», sagt Bildungsforscher Stefan C. Wolter. Im Vordergrund stand eine «Gesamtschau» aller verfügbaren Daten – wobei auch klar wurde, wie lückenhaft die Datenlage ist. Ausgewählte Beispiele:

Sonderschulung: Hier zeigt der Bericht lediglich auf, dass Kinder mit Migrationshintergrund viel häufiger Sonderklassen besuchen als Schweizer – und damit geringere Bildungschancen haben. Inwieweit die Kantone Sonderschüler in die Regelklassen integrieren, erwähnt der Bericht mit keinem Wort.

Unterrichtszeit: Im Wallis, dem Spitzenreiter, drücken die Primarschüler während fast 1000 Stunden pro Jahr die Schulbank. In Basel-Stadt sind es bloss etwas über 600. Ob die Walliser Schüler bessere Leistungen erbringen, sei aber nicht erforscht, heisst es im Bericht. Denn die Anzahl Lektionen sage noch nichts über die Qualität des Unterrichts aus.

Hochschulen: Hier überrascht der Bericht, indem er die oft kritisierte tiefe Akademikerquote relativiert. In der Schweiz besuchen zwar nur halb so viele Junge die Universität wie in den USA. Dafür ist der Prozentsatz jener, die das Studium erfolgreich abschliessen, doppelt so hoch. Und: Weil mehrere Schweizer Universitäten gemäss dem Shanghai-Ranking weltweit zu den Top 200 gehören, sind 70 Prozent der Studierenden an einer solchen Uni eingeschrieben. In den USA mit ihren Spitzenuniversitäten sind es bloss 20 Prozent. Dazu Studienleiter Wolter: «In der Schweiz stimmt das Verhältnis von Kosten und Nutzen.»

Weiterbildung: Erwerbstätige Frauen finanzieren ihre Weiterbildung zu 60 Prozent selber, während die Männer dies nur zu einem Drittel tun müssen. Diese Ungleichbehandlung der Geschlechter verletze die Chancengleichheit, hält der Bericht fest.
Der Bildungsbericht ist ein Sammelsurium und ein Work in Progress. Der nächste soll 2014 erscheinen und mehr Daten zur Wirksamkeit der Schweizer Bildungssysteme liefern.

Die Integration von verhaltensauffälligen und geistig behinderten Kindern in normale Schulklassen schlägt hohe Wellen. Im Kanton Zürich wehren sich Lehrkräfte dagegen, weil sie sich überfordert fühlen. Und Eltern von Schülern, bei denen keine sonderpädagogischen Massnahmen nötig sind, befürchten, dass ihre Kinder zu wenig gefördert werden.

Zum Kampf gegen den integrativen Unterricht bläst nun auch die SVP. Deren bildungspolitischer Vordenker, Nationalrat Ulrich Schlüer, erklärt die Integration für gescheitert, bevor sie in Zürich richtig umgesetzt ist. Auch Schlüer spricht von einer «Nivellierung nach unten». Gleichzeitig moniert er, dass die behinderten Schüler ebenso wenig von der Aufnahme in eine Regelklasse profitierten, sondern bloss stigmatisiert würden.

Zwei Lehrpersonen pro Klasse: Schlüer kennt jedoch das Integrationsmodell von Basel-Stadt nicht. Es wurde an der Volksschule bereits vor zehn Jahren eingeführt und gilt inzwischen national als Vorzeigemodell. Hans Georg Signer, Leiter Bildung im kantonalen Volksschulamt, bilanziert kurz und bündig: «Das Modell funktioniert, und alle Kinder profitieren.»

Die Eckpunkte: In einer Integrationsklasse sitzen bis zu zwanzig Regelschüler und vier geistig behinderte Kinder. Eine Primarlehrperson führt die Klasse gemeinsam mit einer schulischen Heilpädagogin. Beide arbeiten im Vollpensum. Für die Kinder der Regelschule gilt der normale Lehrplan, die Kinder mit Behinderung lernen nach individuellen Förderplänen. Neben dem Schulzimmer steht ein zweiter Raum zur Verfügung. Und: Die Zuteilung in eine solche Klasse erfolgt nach Rücksprache mit den Eltern und ist freiwillig.

Anfangs grosse Bedenken: Am Anfang habe es seitens der Lehrer und Eltern grosse Bedenken gegeben, sagt Projektleiter Signer: «Man konnte sich nicht vorstellen, wie mit gleich vier behinderten Kindern ein regulärer Unterricht möglich sein soll.» Heute gebe es hingegen einen «Run auf diese Klassen»: bei den Eltern der behinderten Kinder, weil diese in der Klasse nicht isoliert sind, sondern drei Mitschüler mit ähnlichen Problemen haben. Bei den Eltern der Regelschüler, weil mit zwei Lehrpersonen die individuelle Förderung ihres Kindes besser möglich ist.

Inzwischen gibt es in Basel 22 Integrationsklassen – mit über der Hälfte aller geistig behinderten, schulpflichtigen Kinder des Kantons. Eine kürzlich durchgeführte Studie zeigt: Die Regelschüler dieser Klassen erreichen die Lernziele in gleichem Masse wie jene in den ordentlichen Parallelklassen.Kommt hinzu: Obwohl die Stadt pro Klasse ein doppeltes Lehrersalär bezahlen muss, geht das Konzept auch finanziell auf. Signer macht eine einfache Rechnung: Würden die behinderten Kinder in heilpädagogischen Klassen separat geschult, kostete dies pro Kind und Jahr 50'000 Franken. In der Regelschule belaufen sich die Kosten pro Kind auf 15'000 Franken.

Für Zürich nur bedingt tauglich: Warum übernimmt Zürich nicht das Basler Modell? Der Kanton hat sich zum Ziel gesetzt, dass bis zu 300 behinderte Kinder von den Sonder- in die Regelschulen wechseln sollen. «Das Basler Modell überzeugt, eignet sich aber vor allem für ein städtisches Umfeld», sagt Martin Wendelspiess, Chef des Zürcher Volksschulamts. In ländlichen Gebieten hingegen komme man nur dann auf eine Klasse mit gleich vier Behinderten, wenn die Kinder lange Transportwege zurücklegten. Genau hier liege aber ein Sparpotenzial von sieben Millionen Franken. Zudem wünschten die Eltern, dass ihr Kind am Wohnort zur Schule gehe.

In Zürich bleibt deshalb die Einzelintegration die Regel. Gemäss Konzept weilt dabei eine schulische Heilpädagogin während neun Lektionen pro Woche in der Klasse. Allerdings halten sich nicht alle Gemeinden an diese Vorgabe. Nicht aus Spargründen, beteuert Wendelspiess, sondern weil es im Kanton schlicht zu wenig Lehrpersonen gebe, welche die Zusatzausbildung zur Heilpädagogin gemacht hätten.

So viele Kinder wie möglich integrieren: «Wir integrieren so viele Kinder wie möglich», sagt Wendelspiess. Es gebe aber Grenzen. «Ein Kind mit Downsyndrom profitiert in einer Regelklasse, eines mit einem schweren Autismus hingegen nicht.» Dies bestätigt auch der Basler Experte Signer. Zudem profitierten integrierte Kinder je weniger, je älter sie würden: «In der Sekundarstufe können geistig Behinderte dem Schulstoff meist überhaupt nicht mehr folgen.» Hinzu komme die kritische Phase der Pubertät.

In einem Punkt sind sich beide ohnehin einig: Am schwierigsten integrierbar sind Regelschüler, die schwer verhaltensauffällig sind. «Für sie gibt es keine Patentlösung», sagt Signer, «sie können auch in einer Kleinklasse den Unterricht völlig lahmlegen.»

Antonio Cortesi. Tages Anzeiger 05.02.2010

4.4. Sieben Gründe für die Integration behinderter Kinder

Initiative „Eine Schule für alle“, Köln

Auch Integration muss man lernen
Die Integration behinderter Menschen ist in unserer Gesellschaft Konsens. Theoretisch. Praktisch sieht man behinderte Kinder in Deutschland weder auf der Straße, noch auf Spielplätzen oder in Sportvereinen. Die meisten besuchen vom 6. Lebensjahr an Förderschulen, in denen sie ganztags unterrichtet und versorgt werden. So haben sie zehn bis zwölf Jahre lang bis zum Ende der Schulzeit kaum noch Kontakt zum Alltagsleben der Gesellschaft. Die Gesellschaft, in die sie nun integriert werden sollen, ist für sie eine fremde Welt. Und umgekehrt: Die meisten reagieren unsicher und irritiert, wenn sie auf behinderte Menschen treffen. So wird Integration nicht gefördert, sondern behindert.

Das Förderschulsystem liefert keine überzeugenden Ergebnisse
Behinderte Kinder werden heute in Förderschulen unterrichtet, mit dem Argument, dass sie nur dort entsprechend gefördert werden könnten. Aber wie viel lernen sie wirklich? Fakt ist, dass 80 Prozent aller Förderschüler die Schule ohne berufsqualifizierenden Abschluss verlassen. Neuere Untersuchungen melden begründete Zweifel am Konzept der Förderschulen an. Der Verdacht: Zu viel behüten und zu wenig fordern bedeutet letztlich: zu wenig fördern.

Die Existenz der Förderschulen fördert die soziale Selektion
Die Förderschulen werden mehr und mehr zum Auffangbecken für all jene Kinder, die im "normalen" Schulbetrieb stören. Anstatt ihnen die notwendige Hilfe und Zuwendung zu geben, werden sie in die Förderschulen wegberaten. Fast alle Förderschul-Typen verzeichnen erschreckend hohe Anteile von sozial benachteiligten Kindern und Migrantenkindern. Sie werden - auf Dauer - von der Mitte der Gesellschaft abgekoppelt. Denn der Weg zurück ins „normale" Bildungssystem gelingt den wenigsten.

Wir brauchen jeden
Schon nach dem Jahr 2010 rechnen Wirtschaftsforscher mit einem beginnenden Mangel an Facharbeitern in Deutschland: es wüchsen zu wenig junge Arbeitskräfte nach, ganz zu schweigen von jungen und gut ausgebildeten Arbeitskräften. Fast jeder Förderschüler wäre willens und in der Lage, einen verlässlichen Beitrag für die Gesellschaft zu leisten. Die wenigsten Förderschüler bekommen dazu die Chance. Zusammen mit den Hauptschülern, denen ebenfalls niemand eine Chance gibt, dürften es inzwischen an die fünfzehn Prozent der Jahrgänge sein, die diese Gesellschaft als wirtschaftlich nutzlos aussortiert. Das ist nicht nur unmenschlich. Das ist dumm.

Mehr Vielfalt nützt allen Kindern
In Deutschlands Schulen werden Kinder unterrichtet, als ob die Natur sie geistig genormt hätte. Wir teilen die Kinder im Alter von zehn Jahren in drei (bzw. mit den Förderschulen vier) Güteklassen ein und geben uns der Illusion hin, fortan homogene Lerngruppen zu unterrichten. Diese Art der Rasenmäher-Pädagogik verschwendet die individuellen Begabungen und hat uns die desaströsen Ergebnisse der PISA-Studien beschert. Die Schule für Alle ist die Schule der Zukunft. Sie setzt auf individuelle Förderung. Sie wird damit nicht nur den lernschwachen Schülern gerecht, sondern auch den hoch begabten.

Gegen die Spaltung der Gesellschaft
Deutschland leistet sich ein Schulsystem, das den überkommenen Bildungsvorstellungen einer ständischen Gesellschaft angepasst ist. Das „dreigliedrige" Schulsystem formt schon aus Schülern Angehörige getrennter sozialer Schichten, die fortan nur noch unter Ihresgleichen verkehren. So spaltet Schule die Gesellschaft - und zieht Eliten heran, die Ihren Lebensstil für das Maß aller Dinge halten. Das fördert Vorurteile, Sprachlosigkeit und soziale Ignoranz. Es schürt soziale Konflikte und untergräbt die Demokratie.

Integration ist kein Problem, dessen Für und Wider diskutiert werden kann, sondern Aufgabe jeder demokratischen Gesellschaft
Und ein Grund dagegen? Viele Förderschüler, heißt es, würden in den allgemeinen Schulen untergehen.
Schulen sind für Kinder da - nicht umgekehrt. Wenn die Schulen zu schlecht sind für behinderte Kinder - dann müssen die Schulen besser werden. Spätestens die PISA-Ergebnisse haben gezeigt, dass nicht nur behinderte Kinder in unseren Schulen untergehen. Die Zahlen der „Sitzenbleiber", Schulabbrecher und Aussortierten spricht Bände. Bildungspolitik ist kein Thema für Sonntagsreden. Die Gesellschaft muss mehr in die Schulen investieren: in mehr Lehrer, besser ausgebildete Lehrer, deutlich kleinere Klassen und individuelle Förderung.

4.5. Quellen

u.a. Spiel-Raum, 180 theaterpädagogische Spiele. Ursula Ulrich, Marcel Felder.
Impro-Raum, 170 improvisations Spiele. Ursula Ulrich, Marcel Felder, Erich Slamanig.
Theater Zamt&Zunder
Kompass – Handbuch Menschenrechtsbildung

4.6. Links

Von der Separation zur Integration

Bildungsdirektion Kanton Zürich, Volksschulamt
http://www.vsa.zh.ch/internet/bi/vsa/de/home.html
- Schulbetrieb und Unterricht – Sonderpädagogisches - Materialien zu den Angeboten für Schülerinnen und Schüler mit besonderen pädagogischen Bedürfnissen (Ordner 3)

Menschenrechte

www.kompass.humanrights.ch